

Jazz oder kein Jazz?

Das Jazzfest wird 50 Jahre alt und zum Jubiläum versucht sich die Institution an einer Verjüngung. Bestes Beispiel: die Berliner Pianistin und Sängerin Johanna Borchert

TEXT: VICTORIAH SZIRMAI

Jahrzehntelang war das Jazzfest Berlin das wichtigste Jazzfestival Deutschlands. Wahre Tumulte waren dort zu erleben, geschuldet den hochkochenden Emotionen eines Publikums, das zu frenetischer Begeisterung ebenso in der Lage war wie zu wüsten Beschimpfungen. Gern auch zu beidem parallel wie 1966, als der damals 28-jährige Berliner Pianist Alexander von Schlippenbach mit seinem Globe Unity Orchestra den Free Jazz erstmals auf die große Bühne holte. Vom Nimbus des Wilden, Widerständigen und Unerhörten zehrte das Jazzfest auch noch in seinen schwächsten Jahren, als es vor allem rotweintrinkende Studienräte und rollkragenträgende Intellektuelle anzog. Innovative Impulsgeber sind mittlerweile aber andere, beispielsweise das gerade erst für einen European Festival Award nominierte Festival XJAZZ, das kommenden Mai wieder in Kreuzberg und Friedrichshain stattfinden wird.

Bert Noglik, der amtierende künstlerische Leiter, war angetreten, dies zu ändern. Diese Auflage wird die letzte unter seiner Ägide. Trotz der kurzen Amtszeit von nur drei Jahren ist die ureigene Handschrift des Leipziger Jazzpublizisten und Festivalmachers, für den sich Jazz als eine Musik definiert, „die prinzipiell gegen den Status quo“ aufbegehrt, überall im Jazzfest-Programm erkennbar. So soll auch das Jubiläumsjahr – das Jazzfest Berlin wird immerhin 50 Jahre alt – unter Noglik nicht zur bloßen Reminiszenzveranstaltung geraten. Es gelte vielmehr, die dem Jazz ohnehin innewohnende Dialektik von Tradition und Avantgarde, Erinnerung und Zukunftsmusik wieder stärker ans Tageslicht zu bringen. Aus diesem Grund sind nicht nur die einstigen jungen Wilden wie der mittlerweile in allen Ehren ergraute Schlippenbach mit von der Partie, sondern vor allem auch junge Künstler, denen sich das Jazzfest Berlin in diesem Jahr vermehrt öffnen will und die „an einzelnen Spielorten Reibung“ ins Programm bringen sollen. Traditioneller Hard Bop trifft da beispielsweise schon mal auf Punkiges oder TripHoppiges, ohne sich dabei wie bislang auf die nicht ganz so wichtigen Bühnen beschränken zu müssen.

Eine dieser jungen Künstlerinnen ist Johanna Borchert. In der Berliner Jazzszene als Pianistin des Quartetts Schneeweiss & Rosenrot sowie als Teil des Duos Little Red Suitcase längst keine Unbekannte mehr, schickt sich die 1983 Geborene mit ihrem Anfang Oktober veröffentlichten Album „FM Biography“ an, das enge Korsett eingefahrener Genrestrukturen zu sprengen, indem sie die Grauzone zwischen Jazz, Pop



LANDSTREICHER
KONZERTE

und Avantgarde auslotet. Und das ist auch gut so, denn, seien wir ehrlich: Der Jazz hat ein Imageproblem. „Es wäre schön“, erzählt Borchert im Interview, „wenn ein Begriff wie ‚Jazz‘ nicht gleich schon von vornherein Vorurteile wecken würde.“ Genregrenzen sind für die Künstlerin „heutzutage nur noch etwas, das im Kopf besteht“. Sie hofft, dass bald eine Zeit kommt, „wo man mehr über die Musik spricht und wo andere Dinge zählen als Genre. Künstler wie beispielsweise Björk lassen sich ja auch nicht in Genres packen.“

In Genres packen lässt sich auch „FM Biography“ nur bedingt. Die Songs haben eine ganz klare Popstruktur, weisen aber durch die Spielweise der Musiker, die mehr auf Improvisation als auf auskomponierte Passagen setzt, eine deutliche Jazz-Attitüde auf. Nicht zuletzt der große Improvisator und Avantgarde-Gitarrist Fred Frith sorgt auf dem Album für Klänge, die jeden Versuch einer Kategorisierung von vornherein obsolet erscheinen lassen. Klar, dass die Musikerin mit dem Release des Albums neben der Hoffnung, dass es möglichst vielen Leuten gefallen möge, vor allem auch den Wunsch verbindet, „so ein bisschen die Genregrenzen zu durchbrechen“ – und damit auch die althergebrachten Hörgewohnheiten.

Allein die Tatsache, dass sie sich zum Titelsong von der Kölner Bildundtonfabrik ein überaus opulentes Video drehen ließ, bricht mit den üblichen Gepflogenheiten im Jazz, wo es bewegte Bilder allenfalls als Konzertmitschnitt zu sehen gibt: „Ich bin gespannt, wie gerade die Jazz-Leute das finden, denn die rechnen natürlich nicht mit so etwas.“ Stört es Johanna Borchert, wenn man sie als „Jazzpianistin und -sängerin“ bezeichnet? „Das kann“, gibt sie zu bedenken, „tatsächlich den Effekt haben, dass die Leute mich dann in diese Schublade stecken.“ Am liebsten würde sie sich ohnehin nur als „Musikerin“ bezeichnen lassen, oder, wenn es denn sein muss, als „die Berliner Songwriterin, die eigentlich Jazzpianistin ist“.

Es ist dieses „eigentlich“, das „FM Biography“ zu einem derart vielschichtigen Album macht, dass man bei jedem Hören eine neue Ebene, eine bis dahin überhörte Klangspielerei, einen weiteren musikalischen Einfall entdeckt. Was Borchert und ihre Mitstreiter hier betreiben, ist musikalisches Grenzgängertum. Nicht zuletzt deshalb wird man sich entscheiden haben, sie zum Jazzfest einzuladen. „Es ist natürlich eine große Ehre für mich, dass ich zum 50. Geburtstag auf dem Jazzfest spie-

len darf. Und ich freue mich auch, dass ich dort als Berliner Musikerin spielen darf, weil hier nur wenige Musiker aus Berlin vertreten sind. Ich habe vor ein paar Jahren mit meinem Duo Little Red Suitcase schon mal auf dem Jazzfest gespielt, das war ein wunderschönes Konzert, insofern freue ich mich, jetzt wieder dort zu spielen. Und ich bin natürlich auch gespannt, wie die Leute dort auf eine Musik, die ja nun nicht Jazz ist, reagieren werden. Ich glaube, es ist total wichtig, den Jazz und das Jazzfest für andere Strömungen zu öffnen, denn sonst stirbt das irgendwann aus.“

Auch Borchert hat sich für „FM Biography“ geöffnet. Erstmals in ihrem Leben wagte sie sich hinter dem Piano hervor und sang selbst die Lead Vocals. Seinen Ausgang hat das Album im sonnigen Kalifornien genommen, wo die Künstlerin „Wide Land“ schrieb – jenen Song, den sie als Ausgangspunkt und Schlüsselmoment des Albums sieht: „Dieses Stück passte nicht mehr zu meinen anderen Bands. Es

war viel zu poppig. Wie eine Michael-Jackson-Nummer, die man total groß produzieren könnte. Erst habe ich mich fast dafür geschämt, dass ich so ein Stück geschrieben habe, aber irgendwie fand ich es auch geil. Ich dachte: Hammer, ich muss das machen – und ich muss das auch selber machen.“

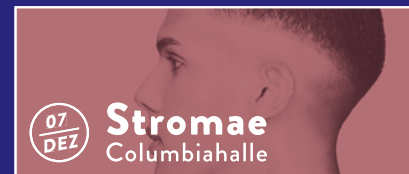
Weitere Stücke entstanden in Kopenhagen und Berlin, wobei die konkreten Orte für Borcherts Klangreise nur eine untergeordnete Rolle spielen. „Es ist eine Reise durch die persönliche Gefühls- und Erfahrungswelt.“ Auch wenn die Platte persönliche Erfahrungen verarbeitet, weiß die Künstlerin den momentan so populären Seelenstriptease gekonnt zu vermeiden. Die Platte sei „persönlich, jedoch nicht privat. Für mich wäre es sehr schwierig, Musik zu schreiben, die nicht persönlich ist, dann wäre sie nicht beseelt.“

Dass Künstlerinnen wie Johanna Borchert nun auch in den Fokus des Jazzfestes rücken, gehört mit Sicherheit zu den Verdiensten Bert Nogliks. Die Jubiläumsausgabe ist allerdings auch sein fulminanter Auszustand als Festivalleiter. Über seinen designierten Nachfolger, den britischen Musikjournalisten Richard Williams, sagt Festspiele-Intendant Thomas Oberender: „Sein Blick auf dieses Genre ist frisch und weltoffen.“ Es gibt Hoffnung für den Jazz in Berlin.

**Johanna Borchert beim Jazzfest: 1.+2.11.,
22 Uhr, A-Trane, Charlottenburg,
Tickets 14 Euro, www.johannaborchert.de,
Jazzfest-Programm: www.zitty.de/jazzfest14**

»Ich bin die Berliner Songwriterin, die eigentlich Jazzpianistin ist«

Johanna Borchert



07 NOV
Puls
Franz Club

11 NOV
The Datsuns
Comet Club

11 NOV
Nothing + Heads
Cassiopeia

12 NOV
Ball Park Music
Monarch

12 NOV
Klaxons
Lido

13 NOV
Olson
Magnet Club

14 NOV
Sólstafir
K17

17 NOV
Sheppard
Bang Bang Club

19 NOV
Adult Jazz
Bang Bang Club

21 NOV
These Reigning Days
Comet Club

22 NOV
Dúné
Comet Club

23 NOV
Kadavar
Astra

27 NOV
The Rifles
Postbahnhof

17 DEZ
Eko Fresh
Postbahnhof



»Ich war Rebell der Rebellen«

Klaus Hoffmann, der große alte Mann des deutschen Chansons, über seine Sehnsüchte und warum er doch immer wieder zurückkehrt in seine Heimatstadt Berlin

INTERVIEW: VICTORIAH SZIRMAI

Alle paar Minuten greift er zum Handy, tippt. Doch Klaus Hoffmann hat nicht die Chatsucht gepackt, er notiert nur Redewendungen, die gerade im Gespräch gefallen sind. „Ich lebe von Zeilen“, sagt der Sänger, der als Grandseigneur des deutschen Chansons gilt. Schon sein erstes Album enthielt 1975 Interpretationen der Lieder Jacques Brel's in deutscher Sprache, während sich seine Eigenkompositionen vorrangig um die Hassliebe zu seiner

Heimatstadt Berlin drehen. Dort studierte Hoffmann, der am 26. März seinen 64. Geburtstag feiert, Schauspiel, hatte Engagements an der Volksbühne und später am Hamburger Thalia Theater. 1976 spielte er die Hauptrolle in der Verfilmung von Ulrich Plenzdorfs „Die neuen Leiden des jungen W.“, mit der er über Nacht einem breiteren Publikum bekannt wurde. Trotzdem konzentrierte sich Hoffmann fortan auf seine Karriere als Sänger, nahm über

30 Platten auf. Als Autor hat Klaus Hoffmann drei Romane und im Jahr 2012 die Autobiografie „Als wenn es gar nichts wär“ veröffentlicht.

Ihr neues Bühnenprogramm heißt wie Ihre aktuelle CD „Sehnsucht“. Wonach sehnen Sie sich, Herr Hoffmann?

Zuerst dachte ich, du kannst doch nicht mit so einem abgewetzten Titel rauskommen. Doch er ließ mich nicht los. Sie sehen,

ich versuche, Ihrer Frage auszuweichen. Wenn ich mich aber positionieren muss, ist es die Sehnsucht nach Hause, nach diesen einfachen Dingen, die irgendwo in der Kindheit beginnen und etwas in dir auflösen. Das ist eine Sehnsucht, die sich wahrscheinlich nie stillt.

Das ist wohl das Wesen der Sehnsucht.

Der immerforthe Weg.

Die Sehnsucht nach dem Angekommen-sein?

Ja. Denn auf der Bühne zum Beispiel verliere ich mich, da fliegt man herum und hält sich für ganz großartig – da braucht man dann wieder die Erdung. Aber es ist auch dieses nie erreichte Kinderland. So ein Harmoniestreben nach Friede, Freude, Eierkuchen. Zu Hause sein, ist das nur etwas Kindliches? Ein Kinderschlitten wie bei „Citizen Kane“? Sehnsucht ist ja auch so ein Motor, der einen antreibt. Wahrscheinlich wäre ich sehr enttäuscht, wenn ich das Sehnsuchtsobjekt wirklich mal fände.

Beim Ankommen geht es also nicht um einen konkreten Ort wie Berlin?

Ich habe sehr lange gebraucht und auch viel daran gearbeitet, damit ich endlich nach Hause komme – und das ist nun mal mein Berlin. Wahrscheinlich liegt in dem ganz konkreten Ort meine Heimat, meine innere Heimat – und auch meine ganzen Fluchten, meine Sehnsucht, noch etwas anderes zu finden. Berlin war in den Sechzigerjahren manchmal unerträglich. Das Leben in dieser von einer Mauer umfriedeten Stadt nannte ich das gemütliche Elend. Das war natürlich sehr kokett, schließlich war das ja auch mein eigenes gemütliches Elend. Ich bin dann aus meiner kleinen, spießigen Umwelt abgehauen nach Afghanistan, über alle Mauern hinaus. Aber Berlin ist der Ort meiner Sehnsucht.

Was ist Ihnen diese Stadt jetzt noch?

Erst einmal Charlottenburg. Ich habe nicht nur mein Büro hier, da komme ich ja auch her. Alles ist hier um die Ecke, meine ganzen Freunde aus Kunst und Kultur, das ist schon altes Berlin. Wir haben rings um den Savignyplatz unglaublich gestunken und politisiert. Ost und West waren getrennt, ich war so eine Wessi-Tante. Mit 16 habe ich tagsüber in der Marburger Straße bei Klöckner Eisenhandel BSTG-Matten verkauft und nachts stand ich dann mit meiner Gitarre und Trevirahosen leptosom in den Charlottenburger Clubs herum und sang Lieder. Dann bin ich abge-

hauen aus diesem politisierten Berlin. Ich war ja schon immer der Rebell der Rebellen. Ich hatte meine französischen Aufklärer im Kopf und die Romantik. Jaja, ich war Rimbaud, und die anderen waren alle doof. Als ich dann aus Afghanistan wiederkam, wurde ich Briefträger und blieb weiter in Charlottenburg hängen.

Was hat sich dort in den letzten Jahren verändert?

Dass die aus Mitte jetzt wieder nach Charlottenburg ziehen! (lacht) Als wir wiedervereint wurden, waren alle erst einmal sehr misstrauisch, weil man nicht genau wusste,

»Ich hatte meine französischen Aufklärer im Kopf und die Romantik. Jaja, ich war Rimbaud – und die anderen waren alle doof«

KLAUS HOFFMANN

wer sich jetzt eigentlich genau mit wem verbindet. Dabei waren wir vor dem Mauerbau fast jedes Wochenende in Kaulsdorf bei Verwandten, da wurde gegessen und getrunken und gesungen. Und später war ich dann der Erste, der in Friedrichshain so ein Riesenkonzert gab. Also, der Osten war mir schon sehr nah. Klar, dass ich nach dem Mauerbau eine Abscheu vor dem System hatte und unglaublich zornig war. Dann machte ich „Die neuen Leiden des jungen W.“ von Uli Plenzdorf. Ich war zwar kein Hippie, aber den jungen W., den habe ich verstanden. Dass eine Hose Ausdruck für Rebellion ist. Egal, auf welcher Seite du gerade aufgewachsen bist.

Ist Ihr Festhalten an Charlottenburg auch so eine Art Rückzug in die Komfortzone?

Mit Komfortzone habe ich überhaupt kein Problem. Ich dachte immer, das ist ja wie Paris hier. Ich wollte immer in Paris leben oder wenigstens am Ku'damm. Aber da kam ich nicht ran. Also lebte ich in der Fritschestraße im Abrissgebiet und in der Gierkezeile. Jetzt habe ich mein Büro am Ku'damm und genieße das sehr. Aber die Komfortzone verlässt man nicht räumlich. Als ich anfang, meine Musik zu machen, gab es in Deutschland dafür keine Vorbilder. Es gab die politischen Liedermacher, und dann gab's die Knef und Harald Juhnke, und dann war Ende. Ich kam von der Schauspielerei und von den Franzosen, von Brel, und musste meinen Weg selbst finden. Erst sehr spät habe ich verstanden,

dass das okay ist, was ich mache. Deswegen mache ich auch weiter. Aber Komfort ist das nicht.

Ganz zu Beginn Ihres Programms singen Sie das Stück „Sie sind wieder da“ mit der Anfangszeile „Komm, steh auf“. Wofür lohnt es sich, heute aufzustehen?

Bei dem Stück ist es ganz trivial: Der Typ soll einfach nicht einpennen. Aber natürlich ist es auch politisch symbolisch. Wofür es sich lohnt? Also, wenn man es nicht abgegriffen findet: dem Menschen zugetan zu sein. Und wogegen? Natürlich gegen alles, was aus der alten Zeit rübergerettet wurde

an Gedankengut: Ausgrenzung von Fremden, Rassismus. Dafür stehen meine Lieder. Ich habe meinen Weg immer als Aufgabe empfunden, zu mir selbst zu finden. Inzwischen habe ich durch den Tod meiner Mutter und anderer Freunde gemerkt, dass auch ich sterblich bin. Da fragt man sich, wofür es gilt, aufzustehen. Na, für eine friedliche Welt. Ein Miteinander, das ja auch immer mehr Thema in Deutschland wird. Lernen, mit den Widersprü-

chen umzugehen, sie auf den Tisch legen. Was ist denn das Trennende? Halte ich das überhaupt aus? Ich glaube, meine Auftritte sind ein einziges Aufstehen.

Sie singen auch wieder Ihre Aznavour- und Brel-Übertragungen. Wie kam es eigentlich, dass gerade diese französischen Chansonniers zu Schlüsselfiguren Ihrer Karriere als Sänger werden sollten?

Französisch fand ich attraktiv, weil ich es nicht verstand. Wie im alten Brecht-Satz: Ich konnte dich lieben, weil ich dich nicht kannte. Brel hat mich emotional angesprochen, überhaupt die ganzen Franzosen. Und immer wieder Aznavour, den ich damals viel parfümierter fand, theatralischer, pathetischer, der mir aber näherkam, weil ich selbst so ein Typ bin. Die Bühne betrete ich im Grunde in der Rolle des Sängers. Der rausgeht in einem Anzug, sehr unmoderne, oder sagen wir: zeitlose Musik macht, und per Text mit großen Gesten um sich wirft.

In einem alten Interview sagen Sie, Sie seien mit Ihren Liedern, Ihren Texten noch viel zu feige. Sind Sie mit ihnen jetzt dort, wo Sie sein wollen?

Feige? Ist ja ein hartes Wort, das gehört in die Bundeswehr. Feige würde ich heute nicht mehr sagen. Aber es treibt mich immer noch an. Da kann noch was kommen.

**17.-29.3., Mo-Sa 20 Uhr, So 19 Uhr,
Bar jeder Vernunft, Eintritt 30-40 Euro,
www.klaus-hoffmann.com**

MUSIK

Der Trompeter ohne Eigenschaften

Meister des Schonklangs: Der Berliner Till Brönner ist nicht nur Deutschlands erfolgreichster Jazzmusiker, sondern auch der umstrittenste. Wie konnte es dazu kommen?

TEXT: VICTORIAH SZIRMAI

Sobald er durch die Tür des Jazzcafé Grolman kommt, fügt er sich perfekt ein in die stilvolle Umgebung aus unverputztem Mauerwerk, gestärktem Leinen und Schwarz-Weiß-Fotografie: eleganter Anzug, guter Mantel, teure Schuhe. Auch der Koffer mit der Trompete darf nicht fehlen, der ihn als arbeitenden Musiker ausweist. Schließlich ist Till Brönner hier, um Werbung für seine anstehende Tour zu machen – selbst wenn die angenehme Atmosphäre das fast vergessen macht. Während Sedal Sardan, der nicht nur das Grolman, sondern auch den unweit gelegenen Jazzclub A-Trane betreibt, den Espresso serviert, erzählt Brönner von der Gegend, in der er lebt. Hier fühlt er sich sichtlich wohl, mit dem smarten Trompeter und dem Charlottenburger Traditionskiez haben sich zwei gefunden, die zusammengehören. Wie er einem da so entspannt gegenüber sitzt, ist es kaum zu glauben, dass dieser Mann den deutschen Jazz polarisiert wie kein Zweiter. Seitdem er die musikalische Bühne betreten hat, wollen die Diskussionen um Till Brönner nicht abreißen. Ob nun der „Rolling Stone“ von „polierter Eleganz“ spricht, die „FAZ“ „Sind Sie ein Kitschtrompeter, Herr Brönner?“ fragt oder laut.de über den „Friedhof der Kuschelschlager“ spottet – Brönner erhitzt die Gemüter. Auch mit seiner aktuellen Veröffentlichung „The Movie Album“ sorgt Deutschlands bekanntester Trompeter dank mancher Geschmacksunsicherheit für weiteres Futter in der Dauerkontroverse. Ihm selbst will allerdings partout nicht einleuchten, weshalb man Filmmusik-Klassiker wie Nino Rotas „Godfather Waltz“ nicht gleichberechtigt neben Schmachtfetzen wie Celine Dions „My Heart Will Go On“ stellen sollte. „Solche Songs sind nicht umsonst so erfolgreich geworden“, rechtfertigt Brönner seine Auswahl. „Ein guter Song ist ein guter Song!“

So weit die Theorie. Die Praxis indes lehrt das Gegenteil. Wer das „Movie Album“ hört, kann sich stellenweise nicht des Gefühls erwehren, dass dies hier kein Schönklang mehr ist, sondern Schonklang. Insbesondere, wenn Brönner zum Flügelhorn greift, schrammt er manches Mal allzu nah an der Kitschgrenze entlang – und passiert sie in manchen Momenten auch frohgemut. Es ist ja nicht so, dass der wegen seiner zahlreichen Plattenverkäufe von der „Süddeutschen Zeitung“ als „Abstauber“ Bezeichnete kein guter Musiker wäre, auch wenn Kritiker hartnäckig das Gegenteil behaupten: Erst kürzlich etwa kürte der New Orleanser Trompeter Gary Leming Brönners Version von „Le Deserteur“ in der

Online-Diskussions-Plattform „Jazz Trumpets Forum by Jack Walrath“ zu einem der schönsten Stücke aller Zeiten. In hiesigen Jazzkreisen tut man sich damit deutlich schwerer. Kann man jemanden, der Alben von solch unterschiedlichen Musikern wie den No Angels, Hildegard Knef oder Thomas Quasthoff produziert, der Hommage-Platten an den Bossa Nova einerseits und Chet Baker andererseits aufnimmt und der den Jurorensitz in der Castingshow „X-Factor“ ebensowenig scheut wie das Angebot des Herrenausstatters Eduard Dressler, als Testimonial herzuhalten, künstlerisch überhaupt noch ernst nehmen? Brönner selbst hat keine Bedenken:

Beim Spagat zwischen Kalkül und Beliebigkeit lässt Brönner das Bauchgefühl walten

„Ich tue das eine, ohne das andere zu lassen“, sagt er. Der Erfolg gibt ihm recht, bringt aber auch Neider auf den Plan: „Damit können wir in Deutschland nicht umgehen, es verwirrt uns. Wir wollen lieber kalkulierbare Künstler, die immer wieder die gleiche Platte aufnehmen. Wenn man aber immer nur das macht, was die Menschen von einem erwarten, steigt man möglicherweise irgendwann gelangweilt in die Kiste – und das werde ich zu verhindern wissen!“ Beim Spagat zwischen Kalkül und Beliebigkeit lässt Brönner das Bauchgefühl walten: „Sobald ich mich selbst als zu uniform empfinde, als zu vorhersehbar, krieg ich Schüttelfrost. In der Regel fahre ich gut damit, einfach auch mal das Lustprinzip Einzug halten zu lassen und zu sagen, egal, ob das jetzt viele Menschen erreicht oder nicht, das möchte ich jetzt machen!“ Allerdings oszilliert der 43-Jährige derart schnell zwischen Kunst und Kommerz, dass er, kaum hat man die eigenen inneren Schubladen umsortiert, schon wieder das genaue Gegenteil macht. Brönner vereint

Zur Person

Till Brönner wurde 1971 in Viersen geboren, machte Abitur in Bad Godesberg und studierte Jazz-Trompete in Köln. Seitdem hat er 14 erfolgreiche Alben herausgebracht, drei Mal den deutschen Musikpreis Echo gewonnen und war einmal sogar für den US-Grammy nominiert. Brönner hat einen Sohn und lebt in Berlin und Los Angeles.

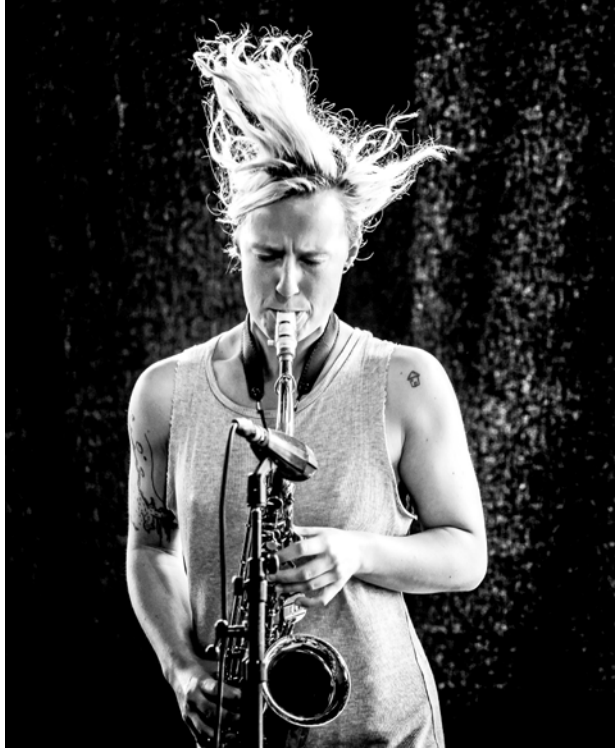
das eigentlich Unvereinbare – kein Wunder, dass man seiner dabei nicht wirklich habhaft wird. Er ist der Trompeter ohne Eigenschaften, der Sätze sagt wie: „Ich glaube, Selbstfindung und das Gleichgewicht dessen, was man einfach machen muss, um ruhig zu schlafen und ein gutes Gefühl dabei zu haben, steht über allem, was da kommerziell oder mit nachweislichem Erfolg zu beschreiben wäre.“

Das klingt alles wahnsinnig plausibel. Sich mit Brönner zu unterhalten ist so angenehm wie seine Erscheinung. Er ist charmant, witzig, er gibt einem das Gefühl, seine Geheimnisse zu teilen. Und lässt sich doch nicht in die Karten schauen.

So sehr er seinem Gegenüber ein ums andere Mal entgleitet, ist er selbst doch sensibler Beobachter. Beispielsweise des Berliner Publikums, von dem er weiß, es „ist keines, das sich abends zwei Stunden lang fertig macht, einen Anzug anzieht und den Glamour einer Weltstadt feiert. Es besteht aus Menschen, die eher mit Argwohn darauf reagieren, wenn neben ihnen jemand sitzt, der die Vorbereitungen auf den Abend ernster genommen hat als sie selbst. Wer aber genau hinsieht, stellt fest: Der Berliner ist nicht undurchlässig! Anfangs wirkt er kritisch, ruppig und schnodderig, aber wenn er gemerkt hat, dass da was Feines passiert, dann kann er die schönsten Komplimente machen!“ Über die Bewohner seiner Wahlheimat spricht er gern und scheut sich auch nicht, unangenehme Wahrheiten auszusprechen. Etwa: „Der Ruf von Berlin ist im Ausland viel, viel besser als das, was man hier manchmal vorfindet.“

Er selbst wird nun für Besserung sorgen. Im Berliner Tempodrom kann der Zuschauer ein eigens zusammengestelltes Till Brönner Orchestra bewundern, eine 22-köpfige Big Band mit Streicherverstärkung. Ganz ohne Risiko ist so eine große Produktion selbst für den erfolgsverwöhnten Musiker nicht: „Wenn man die Tickets gegenrechnet, muss einfach eine bestimmte Anzahl von Leuten da sein, sonst sollte ich nur mit einem Mikro und einem Stuhl bewaffnet auf die Bühne gehen. Ich bin aber kein Comedian“, sagt er und bleibt damit bis zuletzt ebenso widersprüchlich wie all seine vielfältigen Projekte. Genau diese Widersprüchlichkeit ist wohl der Schlüssel, der ihn zum Phänomen Till Brönner und zur Projektionsfläche macht, ob als gefeiertes Vorbild oder liebstes Hassobjekt des deutschen Jazz.

Konzert: 25.1., 19 Uhr, Tempodrom, Kreuzberg, Tickets 50-70 Euro, www.tillbroenner.de



Unter Kuratorin Nadin Deventer (links) bringt das Jazzfest alte Heroen wie Anthony Braxton (ganz links) mit neuen Avantgardisten wie der dänischen Saxophonistin Signe Emmeluth (oben) zusammen

AVANTGARDE

No more Wohlfühlprogramm

Unter seiner Kuratorin Nadin Deventer sucht das Jazzfest neue Wege, um endlich ein jüngeres Publikum anzusprechen

Hauptbühne, Nebenbühne, zwei Clubs. So sah das Jazzfest früher aus. Dann kam Nadin Deventer. Was die 1977 geborene Kuratorin unter viel Gegenwind im letzten Jahr mit Schwerpunkt auf Afrofuturismus und Chicago als musikalisches Zentrum begonnen hat, setzt sie 2019 mit einem Fokus auf Communities, Kollektive und internationale Begegnungen fort. „Ich mag Dynamiken“, sagt sie. „Also das Festival nicht nach dem üblichen Setzkastenprinzip aufzubauen, sondern die Starrheit zu durchbrechen.“ Zum Beispiel mit Abschaffung der Frontal-situation vor der altherwürdigen Festspielbühne. Die ist jetzt eine 360-Grad-Arena, die gleichzeitig auch die bisherige Erhöhung der nun ebenerdig und damit -bürtig spielenden Musiker aufhebt. Ein Teil des Publikums kann sogar auf Matratzen lümmeln – hundert Tickets gibt es dafür pro Abend.

Dieser bietet verschiedene Erzählstränge an, von der „Einladung zur totalen Überforderung“ (Deventer) mit dem sechsstün-

digen Auftaktkonzert im Gropius Bau über experimentelle Late-Night-Labs, die von performativen Elementen gekennzeichnet sind, bis hin zu Konzerten in der Kassenhalle des Festspielhauses, die dem Publikum die Umbaupausen auf der Hauptbühne verkürzen sollen.

Musikalische Klammer ist der amerikanische Komponist und Multiinstrumentalist Anthony Braxton. Sein abendfüllendes Großprojekt „Sonic Genome“ wird zum Festivalbeginn von 60 Musikern aufgeführt, von denen sich 39 aus Berliner Gruppierungen wie Tri-Centric Foundation, Andromeda Mega Express Orchestra oder KIM Collective rekrutieren. Abgeschlossen wird das Jazzfest drei Tage später mit einem Einblick in Braxtons Kompositionssystem „ZIM Music“, das auf grafischen Partituren beruht. Dazwischen folgt man seiner Idee eines maximal freien Denkens. „Meine Hauptaufgabe als Kuratorin sehe ich darin, Freiräume zu schaffen“, sagt Deventer dazu. „Ich wollte

mit dem Festival raus aus der Behäbigkeit, die junge Menschen nicht anzieht.“

Die von ihr verpflichteten Acts sind dann auch jenseits der Komfortzone des klassischen Jazzhörers angesiedelt. So etwa ist es gelungen, den in 56 Jazzfest-Jahren noch nie eingeladenen Avantgarde-Gitaristen Marc Ribot zu gewinnen. Dass sich Deventer bewusst gegen ein „verwässertes Wohlfühlprogramm für alle“ entschieden hat, ist Risiko und Chance zugleich für den dringend benötigten Generationswechsel auch beim Publikum des Uralt-Festivals. Möge er gelingen! VICTORIAH SZIRMAI

Do, 31.10.- So, 3.11. Haus der Berliner Festspiele, Schaperstraße 24, Wilmerdorf, und weitere Spielstätten. Einzeltickets EUR 16-39. Verschiedene Ticket-Bundles EUR 28. Freier Eintritt für Filme, Gespräche, Installationen. Das komplette Programm unter: berlinerfestspiele.de/de/jazzfest-berlin/programm/2019/gesamt/termine.html